



Beim Schenken kommt es nicht in erster Linie auf den materiellen Wert an, sondern auf die Gefühle, die beim Beschenkten ausgelöst werden.

FOTO: FOTOLIA

Geschenke halten die Gesellschaft zusammen

Für Soziologen hat der wechselseitige Austausch von Gaben eine zentrale Bedeutung für zwischenmenschliche Beziehungen

Von Ulrich Nettelstroth

Der Dezember ist der Monat des Schenkens. Auch Menschen, die sich sonst eher selten über die Wünsche Anderer Gedanken machen, sind in der Zeit vor Weihnachten auf der Suche nach Dingen, mit denen sie Freunden und Verwandten eine Freude machen können. Für den Soziologen Steffen Mau von der Berliner Humboldt-Universität ist das Schenken allerdings alles andere als ein Randphänomen in unserer von Kaufbeziehungen bestimmten Gesellschaft. „Schenken stiftet Beziehung“, erklärt er. Genauer: Durch Geschenke werde eine sehr spezifische Form der sozialen Bindung etabliert, die Reziprozität.

Unter Reziprozität, zu übersetzen mit Gegenseitigkeit, versteht Mau ein Geben und Nehmen, das durch zeitliche Intervalle und eine gewisse Ungleichwertigkeit der Güter gekennzeichnet ist. Ich gebe etwas in der Erwartung, etwas zurückzuerhalten, aber nicht sofort und nicht auf Heller und Pfennig. Die Gabe stiftet eine soziale Beziehung, hatte schon der französische Soziologe Marcel Mauss herausgefunden. Der Beschenkte steht in der Schuld des Schenkenden. Und weil eine Gegengabe nie vollständig der ursprünglichen Gabe entspricht, sondern immer etwas Eigenes ist, bleiben die gegenseitigen Schuldkonten offen.

Die Reziprozität sieht Steffen Mau als drittes Prinzip neben dem Altruismus, das heißt dem uneigennütigen reinen Geben, und dem geldvermittelten Äquivalenttausch. Beim Äquivalenttausch entsteht eine soziale Beziehung nur im kurzen Moment des Kaufs, danach ist sie wieder aufgelöst. Der Kauf ist durch den klar definierten Preis transparent. Nach dem Bezahlen sind beide Seiten frei von jeder sozialen Bindung.

Beim Schenken dagegen sind

sehr viele ungeschriebene Gesetze zu beachten. Die Gegengabe ist verpflichtend, und sie darf weder zu klein ausfallen, noch zu üppig. „Man kann jemanden auch mit sehr großen Geschenken brüskieren“, erklärt Mau, der unter dem Titel „Vom Geben und Nehmen“ ein Buch zu dem Thema herausgegeben hat. Schenken findet außerdem in einer rituellen Form statt. So werden Geschenke stets eingepackt überreicht, der Preis wird tunlichst verschwiegen.

Allerdings wird heute manchmal mit der alten Form gebrochen, wenn Gutscheine oder Bargeld verschenkt werden. Damit bewegt man sich nur noch formell in der symbolischen Form des Gabentauschs, sagt der Soziologe, denn alle Beteiligten kennen den ge-

nauen Wert. Allerdings seien Geldgeschenke in Familien schon immer üblich gewesen, durchaus auch sehr einseitige. Wenn Eltern ihren möglicherweise schon lange erwachsenen Kindern regelmäßig Geld zustecken, dient auch das der Bindung. Als Gegengabe sind viele Eltern mit Dankbarkeit und gelegentlicher Aufmerksamkeit zufrieden.

Aus Sicht der klassischen Ökonomie müssten Geldgeschenke eigentlich optimal sein, sagt Moritz Remig, Ökonom am Potsdamer Nachhaltigkeits-Institut IASS. „Der Gedanke ist, dass jeder seine Präferenzen selbst am besten kennt“, erklärt er. Bei Sachgeschenken dagegen könnten Fehlkäufe entstehen, die wohlfahrtsmindernd wirken. In den USA seien Studien durchgeführt worden, die das zu bestätigen scheinen. „Wer lediglich auf den Geldwert der Geschenke schaut, lässt aber den immateriellen und emotionalen Wert von Geschenken außer Acht“, sagt Remig. Das werde bei solchen Studien oft nicht angemessen bewertet. Schließlich zeige die Auswahl eines passenden Geschenks, dass es dem Schenkenden gelungen sei, sich in den Beschenkten hineinzusetzen.

Dass Gutscheine heute beliebt seien, habe oft auch mit der Abneigung vor Stressgefühlen in der Adventszeit zu tun. Schäume man in den Fußgängerzonen in die Gesichter der Menschen, könne man

schon den Eindruck einer Konsummaschinerie haben, bedauert der Nachhaltigkeitsforscher. „Wir kaufen viel mehr, als wir brauchen, und haben oft mehr, als uns glücklich macht“, gibt er zu bedenken. Mit Blick auf eine nachhaltige, die Ressourcen des Planeten schonende Entwicklung wäre mehr Bescheidenheit sinnvoll. Manche beschließen aus diesem Grund, auf das Schenken zu verzichten. Aber die Sache hat einen Haken: Man weiß nie, ob der andere sich daran hält oder nicht doch noch ein Geschenk aus der Tasche zieht. Deshalb haben solche Versuche oft eine kurze Dauer. Remig empfiehlt als Alternative selbst gemachte Geschenke – oder gemeinsam verbrachte Zeit. Das können dann zum Beispiel Tickets für ein Kon-

zert oder eine Ausstellung sein. Solche Präsente stellen sich etwas abseits des Massenkonsums.

Manche Art von Geschenken ist dagegen inzwischen in Verruf geraten. Wenn ein Unternehmer einem Amtsleiter zu Weihnachten eine teure Flasche Wein schickt, dann sieht das schon nach Korruption aus. Selbst Geschenke von Eltern an Lehrer sind sehr stark eingeschränkt. „Es gibt einen schmalen Grat zwischen Schenkultur und Bestechung“, sagt der Soziologe Steffen Mau. Freiheit und Gleichheit sind zentrale Werte in unserer Gesellschaft und sie setzen voraus, dass es nicht irgendwelche Sympathien und Freundschaften sind, die bestimmen, wer einen Auftrag bekommt oder in der Schule gute Noten erhält.

Dennoch sieht Mau kein Ende der Schenkultur. „Die gesamte Gesellschaft ist von Reziprozität durchdrungen“, betont er. Auch ehrenamtliches Engagement sei dadurch motiviert. Wer etwa Flüchtlingen helfe, erwarte dafür nicht Geld oder direkte Gegenleistung, hoffe aber darauf, dass die Neuankömmlinge sich im Gegenzug gut in die Gesellschaft integrieren. In Partnerschaften oder Freundschaften gebe es die Bereitschaft, auch einseitig viel mehr für den anderen zu tun, wenn man sich darauf verlassen könne, dass dieser unter entsprechenden Umständen ähnlich handeln würde. Wird dieses Gefühl verletzt, knirscht es in Beziehungen.

Selbst der Sozialstaat lässt sich Mau zufolge als Ausdruck des Prinzips der Reziprozität verstehen. Junge und Gesunde seien bereit, für Ältere und Kranke zu zahlen, weil diese Menschen ja ihrerseits in ihrer aktiven Zeit für andere gesorgt hätten. Darauf deute das Wort vom „verdienten Ruhestand“. Auch Stiftungen ließen sich als Ausdruck dieses Prinzips verstehen. „Der Gedanke ist: Ich habe etwas von der Gesellschaft bekommen, da möchte ich etwas zurückgeben.“ Gerade zu Weihnachten sind solche Überlegungen den meisten Menschen nicht fremd, meint Ökonom Moritz Remig. Deshalb sei es in vielen Familien Brauch, zu dieser Zeit für wohltätige Zwecke zu spenden.

Kultur & Gesellschaft

Handel erwartet gutes Weihnachtsgeschäft

86,7 Milliarden Euro werden die Deutschen in diesem Jahr für Weihnachtsgeschenke ausgeben, etwa zwei Prozent mehr als im Vorjahr, so die Prognose des Handelsverbands HDE. Der Onlinehandel wird dazu etwas mehr als elf Milliarden Euro beisteuern, ein Plus von zwölf Prozent. Der stationäre Handel erzielt knapp 19 Prozent seines Jahresumsatzes im November und Dezember, beim E-Commerce sind es sogar gut 25 Prozent.

Geschenkgutscheine sind das beliebteste Weihnachtsgeschenk. Sie wur-

den in einer Befragung des HDE am häufigsten genannt, noch vor (in dieser Reihenfolge) Büchern, Kosmetik, Uhren und Schmuck, Spielwaren, Tickets für Kulturveranstaltungen, Bekleidung, Bargeld und Elektrogeräten.

Für die Spielwarenbranche ist das Weihnachtsgeschäft besonders wichtig. Sie erzielt 28,3 Prozent ihres Jahresumsatzes in den Wochen vor dem Christfest. Der Buchhandel folgt an zweiter Stelle mit 23,9 Prozent, Unterhaltungselektronik mit 23,5 Prozent auf Platz drei. net

Theoretiker und Praktiker teilen sich die Arbeit

Angelo Valleriani nutzt am Max-Planck-Institut für Kolloid- und Grenzflächenforschung Stochastik, um lebende Zellen besser zu verstehen

Von Rüdiger Braun

Manchmal rechne er auch nur mit Bleistift und Papier. „Das macht viel Spaß“, sagt Angelo Valleriani. Bei komplexeren Gleichungen bemühe er aber den Computer. Wie immer der Leiter

Mein Handwerkszeug



der Gruppe „Stochastische Prozesse in komplexen und biologischen Systemen“ am Max-Planck-Institut für Kolloid- und Grenzflächenforschung im Einzelfall auch vorgeht: ohne Arbeitsteilung zwischen Biologen, Mathematikern und Physikern geht es nicht mehr, wenn man zum Beispiel verstehen will, warum in einer Zelle ein bestimmtes Protein zu genau diesem Zeitpunkt abgebaut wird und warum in einer anderen Zelle nicht.

„Bei interessanten stochastischen Prozessen geht es darum,

die Wahrscheinlichkeit dessen vorhersagen zu können, was als Nächstes passiert, wobei diese Wahrscheinlichkeit von der vorhergehenden Geschichte beeinflusst wird“, erläutert Valleriani.

Stochastische Prozesse gibt es zum Beispiel in der Populationsgenetik, wo sich bestimmte Mutationen verbreiten können oder nicht. Es gibt sie auch in der Evolutionsbiologie, wo man zum Beispiel die Wahrscheinlichkeit des Aussterbens eines Organismus' oder einer ganzen Artengruppe aus dem komplexen Zusammenspiel ökologischer Faktoren errechnen kann. „Man geht bei solchen Modellen von einer Art Lawine aus, wo ein Aussterben das nächste nach sich zieht“, sagt Valleriani.

Mit genau solch einer Form von stochastischen Prozessen hatte es der studierte theoretische Physiker Valleriani von 1996 bis 1998 am Dresdner Max-Planck-Institut für die Physik komplexer Systeme zu tun. Das war eine gute Vorberei-

tung auf das, was ab Ende 1998 am Max-Planck-Institut für Kolloid- und Grenzflächenforschung gebraucht wurde. So wuchs Valleriani in Potsdam immer mehr in den Fachbereich „stochastische Prozesse“ hinein, obwohl er sich als Doktorand in Triest zunächst noch mit Teilchenphysik befasste hatte.

„Aktuell beschäftigen wir uns zum Beispiel mit stochastischen Prozessen in der lebendigen Zelle“, sagt Valleriani. „Die Anzahl bestimmter Proteine in einer Zelle schwankt sehr stark. In manchen Zellen gibt es nur ein einziges Protein einer Sorte, in einer anderen gar keines. Das aber macht einen gewaltigen Unterschied.“ Es stellen sich für Biologen verschiedene Fragen: Welche Ursachen haben die Schwankungen? Ist es Zufall? Haben die Zellen Vorteile davon? Ähnliche Varianten gebe es auch bei der Vervielfältigung von Proteinen in einer Zelle, der sogenannten Translation. Manchmal macht die Zelle auch eine Pause



Rechnet auch gern ohne Computer: Angelo Valleriani.

FOTO: MPIKGF

bei solchen „Neuschreibungen“ von Proteinen. Warum tut sie das? Und warum ist die Pause so lange und nicht etwa länger?

Solche Geschehnisse, die sich viele Millionen, ja Milliarden Male in lebenden Organismen abspielen, kann man als stochastische Prozesse beschreiben. „Ein Biologe kann sich schon sehr viele Pro-

zesse anschauen“, erklärt Valleriani. „Aber er kann nicht alle Details erfassen.“ Wenn ein Biologe sagt, mit einem bestimmten komplexen Molekül in einer Zelle passiere dies und das, trifft er in der Regel tatsächlich eine Aussage über Milliarden Einzelmoleküle zugleich. Wenn man aber wissen will, was mit einem einzelnen Mo-

lekül passiert, muss man mit Stochastik arbeiten.

Valleriani überlegt zum Beispiel, was bei dem Molekül passieren könnte, und rechnet diesen Vorgang auf eine Milliarde Moleküle hoch. „Wir schauen uns Ideen aus der Biologie an, wie bestimmte Prozesse funktionieren sollten, und mathematisieren dann diese Prozesse“, beschreibt Valleriani dieses Vorgehen seiner Gruppe. Dabei entstehen verschiedene alternative Lösungen, die Biologen experimentell überprüfen können.

Diese Arbeitsteilung zwischen theoretischen Physikern, Mathematikern und experimentellen Biologen sei heute unbedingt notwendig, sagt Valleriani. „Der Biologe hat nicht den notwendigen mathematischen Background, der Mathematiker niemals die biologische Detailkenntnis.“ Nur in den Gesprächen zwischen den Gruppen entstünden neue Ideen, anhand derer man neue Forschungssettings entwickeln könne.